

DIE FRAGE DES TAGES

Seit wann gibt es Ackerbau?



Im Gegensatz zu Tieren hatte der frühe Mensch einen wesentlichen Vorteil: Er konnte sich sowohl von Fleisch als auch von Pflanzen ernähren. Zunächst fristete er sein Dasein als Sammler und Jäger. Die Entwicklung einer

Ackerbaukultur war nach der Zähmung des Feuers ein weiterer wesentlicher Schritt in der Menschheitsentwicklung. Seit wann gibt es den Ackerbau?

Antwort: Die Anfänge liegen nach heutigem Kenntnisstand etwa 10000 Jahre zurück. Einen frühen Beleg liefern die Äcker, die es nach den Erkenntnissen von Wissenschaftlern an den Hängen des Zagros-Gebirges im westlichen Iran gegeben hat. Archäologen stießen dort unter anderem auf getrocknete Körner von Weizen und anderen Pflanzen. Die ersten planmäßig angebaute Pflanzen in der Geschichte der Menschheit waren vermutlich zwei Arten von Weizen: Einkorn und Emmer. Auch Gerste, Hafer und Hirse wurden schon früh angebaut. JÜW

Schnupperkurse in der Uni

Für Schüler, die darüber nachdenken, technische, mathematische oder naturwissenschaftliche Fächer zu studieren, bietet die Universität Bremen in der Zeit vom 22. bis zum 24. März sogenannte Schnupperkurse an. Im Rahmen der Reihe „Einblicke“ können Studieninteressierte an Probevorlesungen und praktischen Übungen teilnehmen. Außerdem gibt es Gelegenheiten zu Informationsgesprächen mit Professoren und Studenten. Detaillierte Informationen zu den Angeboten sind im Internet unter www.einblicke.uni-bremen.de zu finden. Dort besteht auch die Möglichkeit, sich zu Veranstaltungen anzumelden. JÜW

Vorlesungen und Reisen

Vorlesungen und wissenschaftliche Studienreisen sind längst nicht nur für Studierende von Interesse. Seit Jahren bietet die Universität Bremen ein vielfältiges Weiterbildungsprogramm für ältere Erwachsene. Aktuell erschienen sind jetzt das Studienreiseprogramm für dieses Jahr und das Vortragsprogramm, das am 15. Februar beginnt. Zu den Reisen zählt unter anderem eine Architekturreise nach Berlin und Potsdam. Ziel ist es, die ästhetische Wirkung von Architektur zu verstehen. Die Programme können beim Zentrum für Weiterbildung der Universität unter der Bremer Telefonnummer 21861616 angefordert werden. JÜW

Kompakte Sprachkurse

Das Fremdsprachenzentrum der Hochschulen im Land Bremen bietet zwischen Mitte Februar und Ende März ein- bis dreiwöchige Kompaktkurse in Englisch, Französisch, Italienisch, Niederländisch, Polnisch, Russisch, Schwedisch und Spanisch an. Das Angebot richtet sich nicht nur an Studierende, sondern auch an interessierte Gasthörer. Die Kurse finden in der Regel in der Universität Bremen statt. Ausnahmen bilden die Französisch- und Spanischkurse im Institut Français und im Instituto Cervantes. Genauere Angaben stehen im Internet unter www.fremdsprachenzentrum-bremen.de. Dort kann man sich auch anmelden. JÜW

Hinweise auf Mobbing

Beschädigte Schulsachen können ein Hinweis darauf sein, dass ein Kind gemobbt wird. Wenn es nicht mehr zur Schule gehen möchte, bereits morgens Bauchschmerzen hat oder sich Freunde plötzlich abwenden, sollten Eltern ebenfalls aufhorchen, rät der Berufsverband für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie in Berlin. In solchen Fällen sei es gut, das Kind behutsam zu ermutigen, über seine Gefühle zu sprechen. Erhalte sich der Verdacht, sei es ratsam, dass sich die Eltern mit dem Klassenlehrer oder der Schulleitung in Verbindung setzen, so der Verband. DPA

Bildung ist...



... der Lotse durch das Meer des Wissens.“

Professor Dieter Leuthold, Bremen

»KONTAKT bildung@weser-kurier.de
Telefon 0421/36713465 Fax 0421/36711014

Bildung braucht das soziale Miteinander

International renommierte Psychologin erklärt, warum Bezugspersonen für kleine Kinder so wichtig sind

VON JÜRGEN WENDLER

Bremen. Die Aussage, dass die Bildung der Bevölkerung zu den wichtigsten Gegenwartsaufgaben gehöre, ist inzwischen fester Bestandteil fast jeder politischen Diskussion. Was aber ist Bildung überhaupt? Zu den Wissenschaftlern, die sich dieser Frage von den entwicklungspsychologischen Grundlagen her nähern, zählt die international renommierte Wiener Professorin Lieselotte Ahnert. Heute um 19.30 Uhr hält sie im Bremer Haus der Wissenschaft, Sandstr. 4/5, einen öffentlichen Vortrag unter dem Titel „Bindung + Bildung: Wie Bindungsqualitäten die Bildungsentwicklung in Früher Kindheit formen“.

Kleine Kinder, die Fremdsprachen erlernen; pubertierende Jugendliche, die aufgrund des Abiturs nach zwölf Schuljahren bis zu zehn Unterrichtsstunden am Tag über sich ergehen lassen müssen; Bachelorstudenten, die aufgrund voller Lehrpläne nicht mehr zum kritischen Nachdenken kommen: Wer die gegenwärtige Entwicklung verfolgt, könnte den Eindruck gewinnen, dass es vor allem darum geht, möglichst schnell möglichst viel Fachwissen in Menschen hineinzupressen.

Mit dem viel zitierten Bildungsbegriff Wilhelm von Humboldts (1767 bis 1835) scheint die zurzeit geübte Praxis nur noch sehr wenig zu tun zu haben. Humboldt war überzeugt, dass „nichts auf Erden so wichtig ist als die höchste Kraft und die vielseitige Bildung der Individualität“ und dass der wahre Zweck des Menschen „die höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen“ sei. Deshalb machte er sich für eine allgemeine Schulbildung stark, die vor allem der „Übung der Kräfte“ dienen sollte. Diese unterschied er ausdrücklich von der bloßen Fachbildung.

Lieselotte Ahnert, die im Institut für Entwicklungspsychologie und Psychologische Diagnostik der Universität Wien arbeitet, knüpft an Humboldt an. Hinter dem Bildungsbegriff stehe eine umfassende Bildung, das heißt mehr als eine bloße Ausbildung, erklärt sie gegenüber unserer Zeitung. Letztlich gehe es um den Menschen in der Auseinandersetzung mit seinem Umfeld. Ratschläge, wie vor diesem Hintergrund frühe Bildung genau aussehen könnte, möchte Lieselotte Ahnert nicht geben. Ihr geht es in erster Linie darum, aufzuzeigen, was überhaupt bei der frühkindlichen Entwicklung geschieht.

Der Mensch kommt nach ihren Worten nicht als eine Art leeres Gefäß auf die Welt,



Die Professorin Lieselotte Ahnert lehrt und forscht an der Universität Wien. Heute spricht sie in Bremen über Bindung und Bildung.

FOTO: FR

sondern bringt bereits Wissensstrukturen mit. Wenn ein Kind die Augen aufmache und einem anderen Menschen ins Gesicht blicke, wisse es bereits, dass der andere ein Mensch sei, sagt die Entwicklungspsychologin. Kinder ahnten früh andere nach und wüssten dabei, dass diese ähnlich strukturiert seien wie sie selbst, das heißt zum Beispiel Körperteile ähnlich nutzten. Auch dass sie in einem dreidimensionalen Raum lebten, in dem die Gesetze der Schwerkraft gelten, müssten sie nicht erst erlernen.

Säulen des Erkenntnisprozesses

Zu diesen mitgebrachten Wissensstrukturen gesellt sich nach den Angaben der Wiener Professorin ein „enormes Potenzial, Schlüsse zu ziehen“, hinzu. Dies sei die zweite Säule des Erkenntnisprozesses. Die dritte bilde der „soziale Vermittlungspro-

zess“, sprich: Die Denkwelt der Kinder werde im sozialen Miteinander geprägt. So lernten die Kinder von Ureinwohnern arktischer Gebiete sehr früh, auf unterschiedliche Eigenschaften von Schnee zu achten. Das Beispiel zeige, so Lieselotte Ahnert, dass die sozialen Vermittlungsprozesse in einem unmittelbaren Zusammenhang mit der jeweiligen Kultur stünden. Diese lege fest, welche Normen beachtet werden sollten oder was wichtig sei.

Keinen Zweifel lässt die Wissenschaftlerin daran, dass die Vermittlungsprozesse dann am effektivsten sind, wenn die Bindung stimmt, das heißt ein gutes Verhältnis zu den wichtigsten Bezugspersonen gegeben ist. Bindung sei eine besondere Form der Beziehung, bei der die emotionale Ebene von herausragender Bedeutung sei. Es komme darauf an, dass Kinder sich ge-

schätzt fühlen. Ihnen müsse Sicherheit gegeben werden, und es gelte, Stress zu reduzieren.

Wie Lieselotte Ahnert betont, gibt es Wissenschaftler, die annehmen, dass Kinder aus sich selbst heraus lernen beziehungsweise selbstständig aktiv sind. Sie selbst, so sagt sie, halte diese Auffassung jedoch für übertrieben. Frühe Bildung für Kinder unter drei Jahren bedeute, dass selbstbestimmtes Lernen über eine Beziehungsstruktur angeleitet werden müsse. Mit anderen Worten: Soziales Miteinander und gute Bindung sind entscheidend.

Erkenntnisse wie diese hat die Entwicklungspsychologin auch in einem neuen Buch zusammengefasst, das im März erscheint. Der Titel: „Wieviel Mutter braucht ein Kind? Bindung – Bildung – Betreuung: öffentlich und privat“.

Status zeigt sich im Gehirn

Erfolgreiche Menschen entwickeln eher Glücksgefühle

New York (wk). Folgt man den Angaben von US-Wissenschaftlern, so besteht ein Zusammenhang zwischen der Hirnstruktur und dem sozialen Status, den Menschen in der Gesellschaft besitzen. Bestimmte Hirnstrukturen gingen mit einem erhöhten Maß an Motivation einher, die wiederum mit dem sozialen Status in Zusammenhang stehe, erklärt eine Gruppe um Diane Martinez von der Columbia Universität in New York in der Februar-Ausgabe des US-Fachblattes „Biological Psychiatry“. Einen ähnlichen Einfluss habe ein Netzwerk aus Familienmitgliedern und Freunden.

Die Forschergruppe hatte Vorgänge in den Gehirnen von gesunden Testpersonen mithilfe der sogenannten Positronen-Emissions-Tomographie (PET) untersucht. Das Verfahren lieferte einen Einblick in die Aktivität der Dopamin-Rezeptoren im Gehirn. Wie die Wissenschaftler erläutern, offenbarten die Aufnahmen bei Studienteilnehmern mit einem gehobenen sozialen Status eine größere Dichte der Dopamin-Rezeptoren D2/D3 im sogenannten Striatum.

Diese Hirnregion ist nach Darstellung der Forschergruppe ausschlaggebend für die Motivation und die Zufriedenheit eines Menschen. Beide Vorgänge – die Entwicklung eines Glücksgefühls und von Motivation – würden durch Dopamin gefördert, erläutert das Team. Beim Dopamin handelt es sich um einen Botenstoff, der Vorgänge im Hirn anstößt.

Die Gruppe um Diane Martinez schließt daraus, dass Erfolgsmenschen das Leben eher als prickelnd und erfüllend erfahren, weil sie mehr Andockpunkte beziehungsweise Rezeptoren für das stimulierende Dopamin im Striatum haben. Menschen mit weniger Dopamin-Rezeptoren in dieser Hirnstruktur bleibe diese Extra-Dosis an Glücksgefühlen und Motivation dagegen verwehrt. Diane Martinez fasst die wesentlichen Ergebnisse so zusammen: Der Gruppe sei es gelungen, nachzuweisen, dass weniger Dopamin-Rezeptoren mit einem niedrigeren sozialen Status und mehr Dopamin-Rezeptoren mit einem gehobenen Status einhergingen.

Chaos bei der Einschreibung

Bericht listet Probleme mit Besetzung von Studienplätzen auf

Berlin (wk). Die Probleme bei der Studienplatzvergabe haben sich entgegen den Beteuerungen von Hochschulrektoren und Politik auch in diesem Wintersemester fortgesetzt. Nach einem als „vertraulich“ eingestuften Bericht der Kultusministerkonferenz waren wegen organisatorischer Mängel vier Wochen nach Semesterstart Anfang November immer noch mindestens 18000 Studienplätze in begehrten Numerus-clausus-Fächern unbesetzt.

An einzelnen Universitäten waren dem Bericht zufolge bis zu acht Nachrückverfahren erforderlich, die sich zum Teil weit in das laufende Semester hineinzogen. Dadurch sei bei den meist noch sehr jungen Studienanfängern die Möglichkeit beeinträchtigt worden, erfolgreich ins Studium zu starten – insbesondere in den neuen verschulten Bachelorstudiengängen. Ziel müsse es sein, die Studienplätze bereits vier Wochen vor Vorlesungsbeginn zu vergeben, um genügend Zeit für Wohnungssuche, Umzug und Studienvorbereitung zu lassen.

Klagen über das Einschreibechaos an den Hochschulen gibt es seit mehreren Jahren. Länder und Bund haben es den Hochschulen überlassen, Studenten in Fächern, in denen es vor Ort mehr Bewerber als freie Plätze gibt, selbst auszuwählen. Betroffen sind 3780 der knapp 11000 bundesweit angebotenen Studiengänge, darunter Jura und Wirtschaft, aber auch Ingenieur- und Naturwissenschaften. Die Zentralstelle für die Vergabe von Studienplätzen (ZVS) in Dortmund ist nur noch für die Fächer Medizin und Pharmazie zuständig. Aufgrund der fehlenden Abstimmung der Hochschulen untereinander kommt es wegen Mehrfachbewerbungen von Abiturienten immer wieder zu Doppelschreibungen und damit zur Blockade freier Studienplätze.

Die zum Wintersemester 2009/2010 eingerichtete Studienplatzbörse zur Nachvermittlung freier Plätze habe bei Studieninteressierten wie auch bei den Hochschulen ein positives Echo ausgelöst, heißt es in dem Bericht. Das eigentliche Problem sei dadurch aber nicht gelöst worden.

Neuartiges Lernprogramm hilft Analphabeten

Von Neurowissenschaftlern der Universität Magdeburg entwickelte Methode setzt bei mangelnden Wahrnehmungsfähigkeiten an

VON DÖRTH HEIN

Magdeburg. Ihren Namen können sie schreiben; das ist mühevoll antrainiert. An Wörtern wie „Haus“ oder „Maus“ scheitern sie jedoch zumeist – sowohl beim Schreiben als auch beim Lesen. Mit viel Kraft lavieren sie sich durch den Alltag. Bundesweit rund vier Millionen funktionale Analphabeten wollen niemanden merken lassen, dass sie nicht können, was scheinbar alle anderen selbstverständlich tun: lesen und schreiben. Neuropsychologen der Universität Magdeburg haben ein tagesfüllendes Programm entwickelt, das Analphabeten helfen soll. Es beinhaltet neben dem Unterricht im Lesen und Schreiben auch Kochen, Sport oder Bewerbungstraining sowie Ausflüge und ein Training am Computer.

Inzwischen haben die Wissenschaftler erste Erfolge zu verzeichnen – auch wenn sich nicht alle Hoffnungen erfüllten. Rund 20 Analphabeten hatten sieben Monate lang den Kursus in Osnabrück absolviert. Das Programm basiert auf der Annahme von Projektleiter Jascha Rüsseler, dass Analphabetismus nicht nur aus sozialen Gründen – etwa weil Kinder in der Schule oft ge-

fehlt haben –, sondern auch aufgrund mangelnder Wahrnehmungsfähigkeiten entsteht. Dies führt demnach dazu, dass Laute wie „ba“ und „da“ schlecht unterschieden werden. Das ist bei Legasthenikern der Fall. Die Forscher vermuteten Parallelen und setzten deshalb an diesem Punkt an.

Vor und nach dem Kursus ermittelten sie die Les- und Rechtschreibfähigkeiten der Teilnehmer im Alter zwischen 27 und 58 Jahren. Das Ergebnis: Vor dem Kursus wa-

ren sie auf dem Niveau eines Grundschulkinders im ersten Halbjahr der ersten Klasse. Sie konnten so gut wie kein einziges Wort richtig schreiben. Danach seien sie auf dem Niveau gewesen, das Grundschulkind am Ende des zweiten Schuljahres erreichten, so Rüsseler. Dass die Analphabeten das Grundschulpensum von eineinhalb Jahren in sieben Monaten geschafft haben, liegt dem Psychologen zufolge an der Kombination der Methoden.

Dennoch: Die Forscher hatten auf mehr gehofft, etwa das Niveau der vierten Klasse. „Uns war nicht klar, dass die Teilnehmer nicht nur nicht lesen und schreiben können, sondern dass sie teilweise auch Alkoholprobleme haben oder Probleme damit, pünktlich irgendwo hinzukommen“, sagt Rüsseler rückblickend. Keiner der Wissenschaftler hatte vor dem Projekt der Universität Magdeburg, des Bildungswerks der Niedersächsischen Wirtschaft und eines Unternehmens praktische Erfahrungen mit Analphabeten.

Immerhin können nun aber einige der Kursteilnehmer Formulare ausfüllen. „Ein Teilnehmer sagte, nun könne er endlich seine Post lesen, zwar langsam, aber doch selbstständig“, erklärt die Projektmitarbeiterin Melanie Boltzmann. Vorher seien die Briefe ungeöffnet weggelegt worden. Der Bundesverband Alphabetisierung, der sich bemüht, Menschen zum Lesen- und Schreibenlernen zu bewegen, hält es für sicher, dass alle, die an einem Kurs teilnehmen, auch dazulernen. Allerdings sei der Erfolg unterschiedlich. Neben dem eigentlichen Lernerfolg sei es wichtig, dass die Betroffenen freier würden, ihre Ängste verlieren und an Selbstbewusstsein gewinnen.



Analphabeten müssen sich mühevoll erarbeiten, was Grundschulkindern frühzeitig lernen. Selbst vergleichsweise kurze Wörter wie „Lesen“ stellen sie vor große Probleme. FOTO: KOCH